

## Provinz im Aufwind ?

### Wer oder was bewegt die neue Dialektpoesie?

Dialekt und Dialektliteratur - das ist kein ganz gewöhnliches wissenschaftliches Thema, aber beileibe auch kein besonders riskantes; es ist eher von einer gewissen exotischen Zutraulichkeit. Wer über das Thema spricht, als bewege er sich in Neuland, gleicht den Safarijägern, die sich im unberührten Urwald wännen, während doch überall Neckermann-Plakate durch die Bäume schimmern. Wer die Fäden des Alemannischen zieht, über den Rhein weg nach Frankreich und in die Schweiz, und über den See bis ins Vorarlbergische, bewegt keine Kontorbande; und wer sich bei solcher Tätigkeit mit dem Reiter überm Bodensee vergleicht, verrät damit eine respektable Schulbildung und Selbstmitleid, aber keinen Realitätssinn.

Man spricht von der „Dialektwelle“: In den Tiefen, im eigentlichen Bestand hat sich nur wenig geändert, ja man wird sagen müssen, daß der (Dialekt-)Spiegel stetig abgesunken ist. Aber an der Oberfläche bewegt sich viel, in mächtigen Schlägen manchmal, in kokettem Gekräusel oft. Weniger metaphorisch gesprochen: wo der Dialekt demonstrative, wo er in einem sehr allgemeinen Sinne „öffentliche“ Funktionen hat, ist seine Bedeutung gewachsen. Seit geraumer Zeit stellt sich hierzulande fast keiner mehr zur Wahl, der seine Werbereden nicht mit ein paar Brocken Alemannisch schmückt oder tarnt; das gilt auch für die, die den Dialekt nicht mehr beherrschen, ja sogar für solche, die aus einer ganz anderen Gegend kommen, die des Dialekts also gar nicht mächtig sein können. Was die Poesie anbelangt, so wird den Dialektdichtern manchmal schon ein Vorsprung eingeräumt - nicht etwa, weil man annimmt, daß sie ihr Ziel doch nicht erreichen, sondern weil man damit einer - allerdings wahrscheinlich nicht sehr dauerhaften - Publikumsstimmung entgegenkommt. Die neue Dialektdichtung ist etabliert; sie erlebt ihre Konjunktur - ja manchmal hat es den Anschein, als habe sie diese schon hinter sich. Es sind nicht nur rechnend-clevere Matadore der Dialektpoesie, die bereits begonnen

haben, sich antizyklisch zu verhalten; manche, die sich für einige Zeit in dieses scheinbar so freie Sprachspiel gestürzt hatten, beginnen zu zweifeln an ihren Verwirklichungsmöglichkeiten in diesem speziellen Metier.

Diese Feststellungen richten sich nicht gegen den Dialekt oder die Dialektdichtung. Sie skizzieren die Ausgangsposition: Man wagt heute nichts mehr, wenn man über Dialektdichtung spricht; die Aufgabe ist es vielmehr, zu wägen - Vorzüge und Nachteile, Gründe und Gegenstände. Aus der Fülle der möglichen und inzwischen schon vieldiskutierten Perspektiven möchte ich drei Funktionen der Mundart in der gegenwärtigen Literatur herausgreifen, die freilich nur scheinbar einheitlich, die in Wirklichkeit vielschichtig und widersprüchlich sind:

- Dialekt als ein Weg zur Alltagswirklichkeit,
- Dialekt als Medium der „Lokalvernunft“,
- Dialekt als symbolisches Vehikel demokratischer Beteiligung.

Ein Weg zur Alltags Wirklichkeit: auf den ersten Blick scheint es ein ganz direkter Weg zu sein. Mit der Mundart, so hat man immer wieder gesagt, dränge ein Stück Natur und handfester Wirklichkeit in einen abstrakteren literarischen Zusammenhang. Im „Kontrast zwischen Naturlaut und Zeichen“ glaubte Fritz Rahn den Gegensatz zwischen Dialekt und Einheitssprache und damit die besondere Wirkung mundartlicher Dichtung zu fassen. Für Rahn, der hier stellvertretend für viele andere steht, handelt es sich dabei um keine graduelle Unterscheidung, sondern um einen qualitativen Sprung: „Das mundartliche Wort ... hat eine grundsätzlich andere Qualität, hat andere Stofflichkeit als das hochsprachliche Wort, so, wie Kuckucksruf und Nachtigallenschlag andersartige Qualität haben als die musikalischen Motive, die Beethoven in seiner Pastoralsymphonie, Wagner in seinem Siegfried zugelassen haben.“<sup>1</sup> Tatsächlich aber ist selbstverständlich auch die Mundart ein von der Wirklichkeit abgehobenes, konventionalisiertes Zeichensystem, und ihre besondere Wirkung im Bereich der Literatur beruht gerade nicht auf ihrer Natürlichkeit, sondern gerade darauf, daß Literatur traditionellerweise im Prinzip der Einheits-

<sup>1</sup> Fritz Rahn: *Der schwäbische Mensch und seine Mundart*. Stuttgart 1962, S. 22.

sprache zugeordnet ist, daß also Dialekt in der Dichtung zunächst einmal eher unnatürlich oder doch ungewöhnlich und unerwartet ist.

Dialekt als Verfremdung - aber eben dieses Ungewöhnliche transportiert den Gehalt eines Stückes Realität, das für die Hörer oder Leser näher und direkter erfahrbar ist als vieles, das in der Einheitssprache vermittelt wird. In den frühen Zwanzigerjahren stellte Robert Musil fest, daß auf dem Theater - und man könnte erweitern: in der Literatur - nicht Wirklichkeit vermittelt werde, sondern „Kettenauffassungen und Effektrationen“<sup>2</sup>, daß die literarische Überlieferung also eigenen, inzuchtigen Gesetzen folge, die mit der Wirklichkeit (so könnte man in ein flacheres, aber geläufiges Bild übersetzen) so viel oder so wenig zu tun haben wie ein Reiseprospekt. Da man die Wirklichkeit so durch Sprachmuster verstellt sah, lag es nahe, die Aufmerksamkeit der Sprache selbst zuzuwenden. Es ist sicherlich eine ganz wesentliche Entwicklungstendenz der modernen Literatur, daß in ihr weithin nicht nur *in* Sprache, sondern gleichzeitig auch *über* Sprache geschrieben wird. In dieser Wendung liegt ein wichtiger Impuls für die moderne Dialektpoesie. Am Beispiel der Wiener Dialektdichtung und ihrer Verbindung mit der Konkreten Poesie ließe sich zeigen, wie gerade die Reflexion auf Sprache die Dialektpoesie befördert und gefestigt hat. „I mecht me amoi richte in da Sprach daremma, daß i überhaupt nimma zum Tema kimm“ - in diesem Satz von Herbert Achternbusch steckt nicht nur eine poetologische Absicht, sondern eine Beschreibung, die von den Wiener Konkretisten über Artmanns surreale Sprachspiele bis in die österreichische Gegenwart führt, und die auch viele andere Bemühungen der Dialektdichtung charakterisiert.

Hinzuzufügen ist freilich, daß es Sprache ohne Thema nicht gibt, und hier, auf dieser abgehobeneren sprachlichen Ebene ist nun wirklich von dem Effekt zu reden, der fast überall und zu allen Zeiten ins Auge springt, wo der Dialekt in die Literatur eindringt: daß der Dialekt tatsächlich Abkürzungswege zur Wirklichkeit kennt. Man hat über die

<sup>2</sup> *Symptomen-Theater. In: Tagebücher, Aphorismen, Essays und Reden. Hamburg 1955, S. 719-726; hier S. 722.*

Mundart - und gerade auch über die Mundart in der Dichtung - schon viel Lobendes gesagt. Man hat ihre Vitalität, ihren Metaphernreichtum, ihre Farbigekeit hervorgehoben. Soweit es sich dabei um verabsolutierte Feststellungen handelt, sind sie leicht infragezustellen: sie werden durch die eintönig murrende mundartliche Bächleinlyrik der Vergangenheit ad absurdum geführt, und sie halten auch dem Vergleich mit der hochsprachlichen Dichtung nicht stand. Ein gradueller Unterschied aber läßt sich festhalten: Gerade wo es um Sprache selber geht, wird deutlich, daß Mundart noch sehr viel weniger „Sprache selber“ sein kann als die Hochsprache. Sie läßt sich nicht isolieren von der Wirklichkeit, sie bleibt sinnlich, angewiesen auf die Situation. Meist ist noch im abstraktesten Sprachspiel des Dialektes etwas von sehr konkretem Leben. Dialekt ist immer auch vordergründig - und dies scheint mir nur für die permanenten Hinterfrager und Hintergründer ein Schimpfwort zu sein, für die sich Realität in Reflexionen ohne Basis aufgelöst hat.

Mit solch handfester Vordergründigkeit ist jedoch keine platte 1:1-Entsprechung gemeint, keine festkonturierte schiere Sachlichkeit und Dinglichkeit. Dialektdichter schreiben meist in einem „Stil, der Zeit hat“<sup>3</sup>, der in Ruhe zeigt, was geschieht, auch dort, wo scheinbar nichts geschieht, der Sinn und Unsinn der Alltagsbanalität aufdeckt. Er vermag zu zeigen, daß das Ästhetische nicht erst dort beginnt, wo die sonstige Realität aufhört, sondern inmitten des sinnlichen Alltags. Der Dialekt verfährt dabei nicht plump, er ist aber auch nicht eigentlich wendig. Es ist die Sprache, die der Sprachlosigkeit am nächsten steht: der Sprachlosigkeit gesteigerter Emotion und der weitergehenden sozial begründeter Sprachunfähigkeit. Der Dialekt der neuen Dialektpoesie übersetzt vielfach nicht - falsch - aus dem Hochdeutschen, sondern - richtig - aus der Sprachlosigkeit.

Dialekt als Medium der „Lokalvernunft“: der Begriff stammt von Justus Moser<sup>4</sup>, der im 18. Jahrhundert beobachtete, daß die Auf-

<sup>3</sup> Bert Brecht trifft diese Feststellung in seinen Glossen zu Stevenson. In: *Gesammelte Werke Band 18, Frankfurt/Main 1967, S. 24.*

<sup>4</sup> *Sämtliche Werke, Band 12,1. Hamburg 1964, S. 147. Der Ausdruck wird zwar nur sehr pragmatisch — im Zusammenhang mit der Zucht und Fütterung von*

klärung nicht nur Fesseln löste und Unvernunft beseitigte, sondern daß sie auch regionale und lokale Eigenheiten despotisch glattbügelte. Er trat ein für die regionalen Traditionen, und für deren eigene, von außen nicht immer gleich erkennbare Vernünftigkeit.

Die Parallele liegt auf der Hand: Das Hochdeutsche hat tatsächlich oft - so sagt es Martin Walser von einer seiner Figuren im jüngsten Roman<sup>5</sup> - „die Insel Juist hinter sich und das BGB“ - das ist eine Rationalität von weit her, aus fremden, unverständenen Bedingungen, aus denen Normierungs- und Totalitätsansprüche abgeleitet werden. Je abstrakter und je einheitlicher in dieser Abstraktheit die Welt sich präsentiert, umso stärker werden der Wunsch und das Bedürfnis nach dem Eigenen. Davon profitiert die Dialektdichtung, hinsichtlich der Anstöße zu ihrer Produktion, aber auch in ihrer Wirkung. Sie ist der typische „Kontrastgewinner“<sup>6</sup>; sie hebt sich farbig ab von der öden Allgemeinheit des Zentralen.

Dies macht sie nicht schlechthin überlegen; es fundiert nur eine Teilüberlegenheit. Dialekt *ist* Sprachbarriere<sup>7</sup>; aber es stimmt nicht, daß es sich dabei nur um eine einseitige Barriere handelte, die von außen und von oben beliebig übersprungen werden könnte. Es handelt sich auch um einen Schutzraum gegen allzu alerte Kommunikateure; und hinter diesem Schutzzaun gedeiht nicht nur Rückständigkeit, sondern auch eine eigene Modernität, die Modernität der Provinz, die sich gegen das technokratische Modernitätsmonopol der Zentralen wendet.

Daraus bezieht der Dialekt seine in der Literatur zutage tretende Aggressivität. Das zeigt sich schon in den einfachsten literarischen Formen. Man kennt die Witz-Konstellation, in der aufgeblasen-hochsprachliches Getue durch einen derben Dialektausdruck zum Platzen gebracht wird. Auch in der Dichtung fungiert der Dialekt oft als

**Pferden — verwendet, trifft aber gleichwohl Mosers ständige Bemühung um eine Differenzierung der Vernunft und Vernünftigkeit. Vgl. Hermann Bausinger: Konservative Aufklärung — Justus Moser vom Blickpunkt der Gegenwart. In: Zeitschrift für Volkskunde 68/1972, S. 161-178.**

<sup>5</sup> *Jenseits der Liebe*. Frankfurt/Main 1976, S. 39.

<sup>6</sup> Saul Bellow operiert mit diesem Begriff verschiedentlich in seinem Roman: *Humboldts Vermächtnis*. Köln 1976.

<sup>7</sup> Vgl. *Dialekt als Sprachbarriere? Ergebnisbericht einer Tagung zur alemannischen Dialektforschung*. Tübingen 1973.

Waffe<sup>8</sup>, die sich nicht gegen die Hochsprache als solche wendet, wohl aber gegen die „Schablonenkinder, auf Hochsprache gedrillt“, noch genauer: gegen das System und gegen die Bedingungen, die solche schablonierten Existenzen hervorbringen und nötig haben.

Dies führt hinüber zum dritten Aspekt: Dialekt als Vehikel **unH** als Signal für Impulse zur Demokratisierung. Der Signalcharakter wächst dem Dialekt dabei paradoxerweise gerade aus seiner Bedrohung zu. Die Feststellung: „Die Dialekte sterben aus“ läßt sich zwar als Leitmotiv von anderthalb Jahrhunderten Dialektforschung und Dialektpflege verfolgen und damit relativieren; aber daß die Dialekte in einer Zeit weiträumiger, zentral verwalteter und gesteuerter Prozesse bedroht sind, bedarf keiner besonderen Beweisführung. Nur: die Rede vom Aussterben der Dialekte ist eine Verdinglichung. Es handelt sich ja nicht um eine Tierart, die passiv der Jagd unterworfen ist; es handelt sich um ein Medium, über das verfügt werden kann, und Aussterben bezeichnet hier nichts anderes als den Nichtgebrauch. Insofern steckt im Gebrauch des Dialekts fast grundsätzlich ein Stück Gegenwehr, und die Dialektpoesie macht sich diesen Impuls zunutze.

Sie will sich heute gerade auch denen verständlich machen, die nicht mit und in Büchern leben, die schon im Bett liegen oder bestenfalls in der Wirtschaft sitzen, wenn Funk und Fernsehen mit ihren anspruchsvollen Nachtprogrammen beginnen. Sie sucht den Bezug zu ihrem Alltag, zu ihrem Handeln oder auch Nicht-handeln. Dialekt ist eine Anrede per Du, und über das Du sucht sie zum Wir **zu** gelangen, zur Solidarität. Dies zeigt sich an den äußeren Vermittlungsformen: Mundartdichtung, lange Zeit papieren wie keine andere, wird neuerdings mehr und mehr zur mündlichen Poesie, zur „Spruchdichtung“, vorgetragen mit und ohne Musik, mit und ohne Diskussion, aber unprivat, kollektiv, öffentlich.

<sup>8</sup> Die Formulierung „Dialekt als Waffe“ geht auf Andre Weckmann zurück, der sie verschiedentlich verwendete und begründete. Vgl. seinen Vortrag beim Treffen der Dialektpoeten 1976 in Krems.

» Vgl. die Gedichte von André Weckmann in: Adrien Finck: *Nachrichten aus dem Elsaß. Deutschsprachige Literatur in Frankreich*. Hildesheim 1976.

Gewiß hat der Dialekt in dieser Funktion keinen Ausschließlichkeitsanspruch. Aber weil Öffentlichkeit prinzipiell der Hochsprache zugeordnet erscheint, ist der Dialekt gerade in solcher Öffentlichkeit ein sicherer Grund für tatsächliche und nicht nur prätendierte Gemeinsamkeiten, ein Medium auch, an dem sich der jeweilige Sachverstand ausweisen muß. Dialekt ist im allgemeinen nicht die Sprache der Macher, der Regierenden, sondern die der Betroffenen - und sie haben ihre eigene Logik.

All dies sind positive Aspekte des Dialekts in der Literatur und zumal in der modernen Dialektpoesie, die sich in den letzten Jahren herausgebildet hat. Die negativen Aspekte kommen nicht etwa erst bei einer grundsätzlich anderen Perspektive zum Vorschein; sie gehen vielmehr unmittelbar aus diesen positiven hervor - als ständige Gefahren, mit denen auch die neuere Dialektpoesie konfrontiert ist.

An erster Stelle ist hier die *Mythisierung des Alltäglichen* zu nennen. Das schwer Veränderbare wird, in Poesie gefaßt, leicht als unveränderlich empfunden - eben dadurch wird es harmlos, belanglos. Dialektpoesie schmeichelt sich oft auch dort noch ein, wo sie Kritik lanciert; Regressionen finden in ihr ein Echo, berechnete, die Nischen suchen in der Turbulenz des Getriebes, aber kaum zu trennen von den falschen, die sich beurlauben von dem, was getan werden könnte. Das Alltägliche gerinnt dann zur resignativen Jahrhundertweisheit; damit aber ist nicht *mehr*, sondern *weniger* Alltag erreicht. Sprichwortweisheiten sind oft nur Mottos für Bierkrüge - eingängig, aber folgenlos.

Die Gefahr, daß der Dialekt in der Poesie umkippt in das Idiom eines gefühligen Folklorismus, muß gesehen werden. Spätestens seit Bert Brecht kennt man das Problem, daß selbst aufrüttelnd gemeinte künstlerische Angebote so akzeptiert werden, daß sich das Publikum in den Strom der Fabel fallen läßt und gemütlich mitschwimmt. Brechts ganze Anstrengung ging dahin, „das Feld in seiner historischen Relativität“ zu kennzeichnen, die Vergänglichkeit und Veränderbarkeit herauszustellen. Wo er über die Mittel solcher Verfremdung meditiert, schreibt er ausdrücklich: „Hierfür kann natürlich nicht Kolorit oder Folklore dienen, welche von unseren Theatern gerade dazu verwendet werden, die Gleichheiten in der Handlungsweise der Menschen in den

verschiedenen Epochen ... hervortreten zu lassen.“<sup>10</sup> Folklore - und in diesem Zusammenhang läßt sich hinzufügen: der Dialekt - als Ausdruck des Unveränderlichen, Bleibenden, als Entschärfung und nicht als Waffe, als Ausdruck von Zufriedenheit und Resignation: dies ist eine funktionale Möglichkeit, mit der gerechnet werden muß.<sup>11</sup>

Im Grunde ist die Wendung zum Mythischen schon bei Johann Peter Hebel sichtbar: das Idyllische in der Kritik und durch die Kritik, die Beständigkeit angesichts des Vergänglichen. Aber die Parallele erweist sich bei näherem Zusehen als gebrochen; das Gleiche ist nicht das Gleiche. Gewiß war Hebel „25 Jahre lang ein Städter, der von der Dorfheimat schwärmte, imaginäre Antrittsreden als Landpfarrer entwarf und keinen Schritt tat, um zurückzukehren“<sup>12</sup>, und gewiß hat diese sentimentalische Beziehung seine „vom Mundklang des Dialekts“<sup>13</sup> erfüllten Gedichte und Geschichten mitgeprägt. Aber Hebel hatte die geschichtliche Größe des jahrhundertlang kaum veränderten bäuerlichen Daseins als Zeuge. Er lebte in einem langen Rhythmus; und seine feste lokale Verankerung verhinderte, daß das Gesagte zum Gemeinplatz verdünnt wurde.

In Hebels Traumaufzeichnungen findet sich die folgende Notiz: „Ich ward in Paris als Spion ertappt und verleugnete meine Herkunft. Man ersuchte alle deutschen Stämme, Volkszählung zu machen, wo ein Mann fehle. Er fehlte in Baden. Man fand in meiner Tasche ein Moos. Ein Botaniker, der geholt wurde, urteilte, daß dieses Moos bei Karls-

10 Vgl. *Kleines Organon für das Theater*, Nr. 36.

11 Das diesem Aufsatz zugrunde liegende Referat wurde vorgetragen bei einer Veranstaltung des Südwestfunks im Mai 1976. Einige kritische Äußerungen in den referierenden Vorträgen führten bei dieser Veranstaltung zu Widerspruch und erheblicher Unruhe; in Leserbriefen der *Badischen Zeitung* wurde später mit Recht angemerkt, daß gleichgerichtete kritische Äußerungen in den Dialektgedichten dagegen geschluckt, ja mit Beifall bedacht wurden. Ein Freiburger Stadtrat zog aus diesem verschiedenen Verhalten der gleichen Leute den bedenkenswerten Schluß: „Da dies wohl nicht nur an intellektueller Biederkeit liegt, wird dahinter die Überzeugung deutlich, die folkloristische Form absorbiere schon den konkreten Inhalt.“

12 Robert Minder: Hebel, der erasmische Geist, oder Nützliche Anleitung zu seiner Lektüre. In: *Werke*, hg. von Eberhard Meckel, 1. Band Frankfurt 1968, S. III-XLIV; hier S. VI.

13 Ernst Bloch: Hebel, Gotthelf und bäurisches Tao. In: *Verfremdungen I*, Frankfurt/M. 1962, S. 186-210; hier S. 189.

ruhe hinter Gottesaue wachse. Man ließ einen Schneider kommen, der in Karlsruhe gearbeitet hatte. Dieser erklärte meinen Rock als eine Arbeit des Leibschneiders Crecelius. Da gestand ich."<sup>14</sup>

Träumt man heute noch so, könnte man noch so träumen? Mag sein, daß sich der Weg eines Rocks bis in Hebels Gefilde, nach Haagen im Wiesetal verfolgen läßt. Aber das Etikett „Schöpflin“ ist nicht gerade ein Volltreffer für den Kommissar. Selbst die Spuren sind mobil geworden.

Gibt es das noch, so muß man im Anschluß daran fragen, das Lokale? Die gleiche einebnende Macht, welche die „Lokalvernunft“ provoziert und in ihr Recht setzt, droht sie auch zum bloßen Vorwand zu machen, stellt sie ins Abseits, in die Beschränktheit der falschen Ansprüche. Es gibt provinzielle Provinz, auch in der Mundartdichtung: Provinz, die nur fremdelt, die sich mit falschem Stolz auf Dürftigkeiten ausruht. In der Dialektliteratur klingt dies an, wo sie das Land gegen die Stadt ausspielt, als ob nicht tausend Fäden dahin führten, die auch den Dialekt bestimmen - in der Eigenart und im Selbstbewußtsein der Großstädter haben sich oft archaischere Mundartformen erhalten als auf dem umgebenden Land, und viele der besten neueren Mundartdichter sind in ihrem Idiom (und nicht nur in diesem) größeren und mittleren Städten verpflichtet.

Die gleiche „Lokalunvernunft“ kommt zum Vorschein, wo in der Literatur der schmale Bereich der „Muttersprache“ absolut gesetzt wird, wo der eigene Dialekt als die „schönste“ Sprache nicht etwa im Sinne zulässiger naiver Überzeichnung charakterisiert wird, sondern im Sinne eines Glaubenssatzes, der die Mundartfremden wie die Abtrünnigen einer Heilslehre erscheinen läßt. „Alemannisch isch guet / Alemannisch het Reiz / Nit jeder, wo schnell schwätzt / Sait ebbis Gscheits“ - so steht es auf einem Briefaufkleber der Muettersproch-Gesellschaft. Es wäre lächerlich, gegen ein solches Sprüchlein gleich ideologiekritisches Geschütz aufzufahren und von Chauvinismen zu reden; aber es muß erlaubt sein, darauf hinzuweisen, daß man Dummheiten auch sagen kann, indem man langsam schwätzt, und daß der Gebrauch des Alemannischen nicht von vornherein alle Probleme ausräumt.

1\* Ausstellung Johann Peter Hebel und seine Zeit. Karlsruhe 1960, S. 42.

Solche falschen sprachlichen Reinheitsansprüche beschränken sich keineswegs auf die pflegerische Seite<sup>15</sup>; an einem konkreten Beispiel mag das angedeutet werden: In den Debatten um den Kernkraftwerksbau in Wyhl am Kaiserstuhl piff die einheimische Bevölkerung regelmäßig diejenigen Redner aus, die von „Wühl“ sprachen, die also aus Unkenntnis die Orthographie einer barocken Schreiberseele direkt ins Akustische übertrugen. Sicherlich aber kann man über „Wühl“ Richtiges und über „Wihl“ Falsches sagen . . .

So sinnvoll es ist, Lokalvernunft in ihrem Rahmen zu stützen und zu fördern, so notwendig erscheint es, auf die zwangsläufige Begrenztheit dieses Rahmens hinzuweisen. Zentralistische - und auch sprachzentralistische - Tendenzen standen ja keineswegs immer auf Seiten der Reaktion, wie sich an Mitgliedern des französischen Konvents so gut wie an Karl Marx belegen ließe<sup>16</sup>. Und auch in der Gegenwart hat die heftig geführte, auf den Dialekt ausgedehnte Sprachbarrierendiskussion viele wichtige Argumente für vereinheitlichende Tendenzen beigebracht; und ganz prinzipiell ist die Frage gestellt worden, ob Formen „territorialer Repräsentation“, denen ja doch der Dialekt zugeordnet werden könnte, nicht wesentlich dem Agrarstaat verhaftet seien und durch Formen „funktionaler Repräsentation“ abgelöst werden sollten

Je ernster diese Frage genommen wird, umso bedeutsamer erscheint die dritte Gefahr, von der hier - nach der Mythisierung des Alltags und der Verabsolutierung des Lokalen - gesprochen werden muß. Sie betrifft weniger die Gestalt als die Funktion von Dialektdichtung. Auch und gerade in ihrer demokratischen Funktion, als Signal der Partizipation, kann Dialektdichtung zum *Alibi* verkümmern. Sie paßt in

<sup>15</sup> Im Zusammenhang mit den Protesten gegen den Kernkraftwerksbau in Wyhl kam es zu einer heftigen Debatte über den „Mißbrauch“ des Dialekts. Der Irrtum, der hier zugrunde liegt - und dem beide Seiten unterlagen -, besteht darin, daß der Dialekt auf ganz bestimmte inhaltliche Richtungen festgelegt werden sollte. Dieser bei nüchterner Betrachtung ziemlich unsinnige Versuch liegt deshalb nahe, weil das angebliche Wesen eines Dialekts immer aus seinem Gebrauch abstrahiert, also auch an diesem orientiert ist.

<sup>16</sup> Vgl. MEW 7, S. 252, und die kritischen Auseinandersetzungen in dem von Lars Gustafsson hg. Band Tintenfisch 10 (Thema: Regionalismus). Berlin 1976.

<sup>17</sup> Roger Garaudy: *Le projet esperance*. Paris 1976 (dt. Ausgabe Wien 1977).

das Konzept der „kulturellen Regionalisierung“, von der neuerdings in vielen Staaten die Rede ist, und die auch in der Verfassung der Bundesrepublik verankert ist. Der Ton liegt dabei in vielen Fällen auf „kulturell“ - und oft liegt kein sehr weiter Kulturbegriff zugrunde. Die wichtigen Entscheidungen, ökonomische und politische, werden anderswo gefällt; danach sind kulturelle Kommentare erlaubt, „wackere Provokateure“<sup>18</sup> - wer weiß - vielleicht sogar erwünscht. Lieder können Protest nicht nur bündeln und zuspitzen - sie können ihn auch absorbieren.

In diesem Zusammenhang muß noch einmal an den „folkloristischen“ Zuschnitt und an die „folkloristische“ Funktion des Dialekts erinnert werden. Man hat von „mondialer Folklore“<sup>19</sup> gesprochen, im Sinne der Herstellung einer pittoresken, bunten Ausgleichslandschaft, in der jeder Eigenes, Spezifisches zu profilieren meint, sich aber eben dadurch einfügt in ein allgemeines, letztlich harmloses Konzert.

Dialektpoesie als ein Trimm-Dich-Pfad der Bürgertugend, als einkalkulierte Knorrigkeit auf glatten Entscheidungswegen: auch darin besteht eine Gefahr. Sie deutet sich an, wenn nüchtern nach dem Publikum auch der modernen Dialektpoesie gefragt wird. Die Öffnung zum breiten Volk - oder richtiger: die Aufgeschlossenheit des breiten Volks kam nur in Ausnahmesituationen zustande. Leo Tolstoi hat einmal seine Verwunderung darüber ausgedrückt, daß er in deutschen Bauernhäusern Hebels Gedichte und Kalendergeschichten nicht fand. „Russische Bauern würden über diesen Büchern Tränen vergießen“, sagte er<sup>20</sup>. Hat sich daran etwas geändert? Und mehr als nur Nuancen? Ist Dialektpoesie nicht immer noch eher ein Rückzugsbereich für diejenigen, die sich mit mehr oder weniger Eleganz auch jenseits des Dialektes bewegen können?

Besonders deutlich wird die Gefahr dort, wo die neue Dialektpoesie

**Ich entleihe diesen Titel einem früheren Aufsatz Marcel Reich-Ranickis über Martin Walser: Der wackere Provokateur. In: Deutsche Literatur in West und Ost. München 1963, S. 200-215.**

**Walter Heim: „Mondiale Folklore“? In: Schweizer Volkskunde 65/1975, S. 68 bis 70.**

**Julius Fröbel: Ein Lebenslauf (1890/1891). Vgl. Ausstellung Johann Peter Hebel (wie Anm. 14), S. 36.**

die alten Bundesgenossen anzieht: diejenigen, die viel von Wurzeln reden - der Sprache, des Volkstums, des Seins, die aber gespenstische Radikalitätsbilder beschwören, wenn andere auch nach Wurzeln fragen und graben. Die Konjunktur der Dialektpoesie ist von dieser Seite mit bestimmt. Heimat, Tradition, Dialekt - sie alle haben nicht nur ihre reale Geschichte, sondern auch die ihrer falschen Freunde.

All dies sind allgemeine Feststellungen über den Dialekt und die Dialektpoesie. Es ist sicher nicht ohne Paradoxie, wenn in so allgemeiner Form über einen Gegenstand gesprochen wird, der gerade durch seine spezielle Eigenart definiert ist: Dialekt läßt sich ja nur bestimmen durch sein Komplementärverhältnis zur Standardsprache - als eine überwiegend *gesprochene* Sprache geringerer Reichweite. Im einzelnen aber hängt die Bestimmung immer von der jeweiligen allgemeineren Konstellation ab, und sie ist grundsätzlich - zumindest zum Teil - eine Setzung. So bringt auch die Konkretisierung der hier vorgetragenen allgemeinen Befunde Modifikationen mit sich. Es gibt Dialekte - und damit ist gleichzeitig gemeint: es gibt soziale und kulturelle Konstellationen -, in denen die Chancen der Dialektpoesie eher in den Vordergrund treten, und es gibt andere, in denen der Dialekt sehr viel entschiedener den geschilderten Gefahren ausgesetzt ist.

Dies mag am Beispiel verdeutlicht werden, am Beispiel des Alemannischen, das auch den Hintergrund der allgemeineren Feststellungen bildete. Der Charakter der Setzung wird dabei nicht nur dadurch deutlich, daß der Begriff erst spät eingeführt und praktisch vor allem durch Hebels Gedichte verbreitet wurde, sondern auch dadurch, daß die Dialektologen zwei verschiedene Begriffe vom Alemannischen haben. Auf der einen Seite wird damit das ganze südwestliche-Gebiet des deutschen Sprachraums bezeichnet, das im Norden an fränkische, im Osten an bayrische Mundarten stößt; hier wird also der große Bereich des Schwäbischen einbezogen. Auf der anderen Seite wird innerhalb des südwestdeutschen Sprachgebiets gerade unterschieden zwischen dem nördlichen (nordöstlichen) Schwäbisch und dem südlichen (südwestlichen) Alemannisch. In diesem engeren Sinne wird der Begriff hier verwendet; es wird gleich zu zeigen sein, daß die Erstreckung trotzdem beträchtlich ist.

Das Alemannische und die alemannische Dialektdichtung weisen, vergleicht man mit anderen landschaftlichen Sprachen und ihrer Poesie, eine Reihe von Vorzügen auf. Die eindringliche, auch nach fast zwei Jahrhunderten immer noch imposante Ouvertüre Hebels mag hier zuerst genannt werden; aber sie ist sicherlich nicht entscheidend. Die Vorzüge scheinen überhaupt nicht so sehr in der Vergangenheit verankert zu sein - so verlockend es wäre, in einem historischen Exkurs die Einheit des Alemannischen zu dokumentieren: zu reden also vom Stammesgebiet der Sueben, von der frühen Mission im Bodenseeraum, der Strahlkraft St. Gallens, dem Herzogtum Schwaben und dem oberrheinischen Humanismus der Renaissance. All das hat diesen alemannischen Raum und seine Sprache mitbestimmt. Für den gegenwärtigen Befund aber scheint anderes wichtiger zu sein.

Am wichtigsten vielleicht, daß das Alemannische in verschiedene Staatsverbände und damit auch Traditionsräume hineinreicht. Selbst wenn man den Ausgriff auf das Fürstentum Liechtenstein und auf die italienischen Walserdörfer am Monte Rosa beiseite läßt, sind es vier Staaten, in denen Alemannisch gesprochen wird. Der Blick geht hinüber in die Schweiz, in der schon Hebel „ein Seminarium für eine bessere Zeit der Nationen“ zu sehen glaubte, hinüber ins Elsaß mit seiner schwierigen philosophischen Balance zwischen Zufriedenheit und Unzufriedenheit, hinüber bis Österreich, wo sich mit Vorarlberg - was jenseits der Grenzen kaum bekannt ist - ein alemannischer Landesteil gehalten hat. Wichtig an dieser Tatsache ist im Hinblick auf die Dialektdichtung nicht in erster Linie die Ausweichmöglichkeit; Brechts Wort „Vieles, was in Deutschland über Deutschland nicht gesagt werden darf, darf über Österreich gesagt werden“<sup>21</sup> ist glücklicherweise nicht brandaktuell. Wichtig ist vielmehr, daß dieses Ausgreifen des Alemannischen, die Verankerung in verschiedenen Staaten die Enge sprengt, die sonst den Dialekten fast notwendig zukommt und ihren Anspruch (und damit auch den Anspruch jeglicher Dichtung in diesen Dialekten) beschneidet.

Das zweite betrifft die spezifische Färbung des Übergreifens und der

<sup>21</sup> Fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit. In: Gesammelte Werke Band 18, Frankfurt/Main 1967, S. 232.

Verbindung. Dabei ist wiederum nicht in erster Linie an alte historische Gemeinsamkeiten zu denken, sondern gerade an die jüngere und jüngste historische Entzweiung, an die abgründige Gegnerschaft, die noch die Zeit vor einer Generation bestimmte. Die Erinnerungen an das Wie dieser Gegnerschaft werden blasser, das Daß ist unvergessen: „'s het a Zit ge, wo mir blind gsi sin“<sup>22</sup>. Vor diesem Hintergrund gewinnt das Miteinander seine besondere Kontur: es ist ein Miteinander, das die Honoratioren-Jumelages und kommerziellen Kartellverbindungen weit übersteigt, ein sehr konkretes Miteinander, auch in der Poesie.

Das dritte betrifft die Randstellung des Alemannischen in all jenen Staaten - abgesehen von der Schweiz. Alemannisch: das war und ist keine Herrschaftssprache; es gibt Paris, Wien und Bonn, und vielleicht muß auch hinzugefügt werden: Stuttgart. Schwäbischer Protest klingt, bezieht man sich auf die sprachliche Form, vielleicht schon weniger glaubhaft als alemannischer - dazu haben altwürttembergische Beamtentraditionen zu lange das sogenannte „Neuwürttemberg“ überlagert; Schwäbisch - und sei es auch in der gehobenen Form des Honoratiorenschwäbisch - ist zu sehr Sprache der behäbigen Amtsbürokratie. Alemannisch hat demgegenüber noch Chancen, wobei freilich nicht übersehen werden sollte, daß es inzwischen schon reichlich bis zur Solitude und bis ins Stuttgarter Stadtzentrum vorgedrungen ist<sup>23</sup>.

Die Chancen des Alemannischen, Wesentliches und Handfestes auszudrücken, sind also nicht schlecht, und dies ist zweifellos eine Vorgabe für die Dialektdichtung. Eine Garantie für Echtheit bietet freilich kein Dialekt, bietet auch das Alemannische nicht. Was dabei herauskommt, wenn man glaubt, daß böse Menschen keine Lieder haben, hat Martin Walser in seinem Stück „Eiche und Angora“ gezeigt. Mit dem Dialekt steht es nicht anders. Dialekt ist kein Stigma, ist es vielleicht weniger denn je. Dialekt ist aber auch kein zwingendes Wahrheits- und Gütezeichen. Der neuerdings verbreitete Aufkleber „Bi uns cha me au ale-

<sup>22</sup> Diese Verszeile stammt aus einem Lied von Walter Moßmann.

<sup>23</sup> Die inzwischen recht verbreitete Wendung von der „alemannischen Internationale“ bedarf insofern der Relativierung und Differenzierung. Vgl. Adrien Finck: Mundart und Protest. Zur neuen Mundartliteratur im Elsaß. In: Recherches Germaniques 7/1977, S. 197-221; hier S. 201.

mannisch schwätze!" ist sicherlich als freundliches Angebot gemeint. Aber nur naive Berufsleute werden ausschließen, daß ein solcher Aufkleber auch an der Tür von klebrigen Büromenschen und selbstherrlichen Autokraten hängen kann. Alemannisch kann man auch von oben herab sprechen, und kein Dialekt ist dagegen geschützt, auch das Idiom provinzieller Provinz zu sein.

Nur: an den Rändern dieser Provinz regt sich allenthalben der Widerstand, die Suche nach Neuem, nach mehr Gerechtigkeit, nach vollerm Leben. Solcher Widerstand flammt immer wieder einmal irgendwo auf - aber meist nur für kurze Zeit. Es könnte sein, daß die Mundart in diesem Widerstand etwas andeutet von der Zähigkeit und von der beharrlichen Geduld, die auf die Dauer wichtiger sind als das schnelle Aufbegehren - von der „sanften Gewalt des Feldwegs“, von der Martin Heidegger meinte, sie werde den Menschen helfen, „die Riesenkräfte der Atomenergie zu überdauern“<sup>24</sup>.

Noch einmal Bert Brecht: „Die Wahrheit“, sagte er, „kann auf viele Arten verschwiegen und auf viele Arten gesagt werden“<sup>25</sup>. Vielleicht ist der Dialekt nur eine Möglichkeit mehr, Wahrheit zu sagen. Vielleicht ist der Dialekt aber auch eine Möglichkeit, mehr Wahrheit zu sagen.

<sup>24</sup> Der Feldweg. In: Martin Heidegger zum 80. Geburtstag von seiner Heimatstadt Meßkirdi. Frankfurt/Main 1969, S. 13.

<sup>25</sup> Zu diesem Leitmotiv Brechts vgl. u.a.: Fünf Schwierigkeiten (wie Anm. 21).